

# DIVINITAS

von Asuka Lionera

© 2015 Asuka Lionera

Umschlaggestaltung: Asuka Lionera

Foto: Holly Broomhall (<http://hollybroomhall.format.com/>)

Model: Rachel Hope Crofts

ISBN-13: 978-3-95991-022-4

Erschienen im Drachenmond Verlag

**Kontakt:**

Autorin@asuka-lionera.de

<http://asuka-lionera.de/>

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder realen Personen wären rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Für meine Mama,  
die noch ein größerer Bücherfresser ist als ich  
(sofern das überhaupt möglich ist)  
und  
für meine Großeltern,  
die mir als Kind pausenlos Märchen und Geschichten vorlesen mussten,  
bis ich jedes einzelne Wort mitsprechen konnte.

## ***Kapitel 1***

Ich bin erledigt.

Vor meinen Füßen liegt die kümmerliche Ernte diesen Jahres. Kartoffeln, die nicht einmal halb so groß sind wie meine Faust, und verschrumpelte Rüben.

Der ungewöhnlich heiße Sommer und die daraus resultierende Hitze haben ihren Tribut gefordert.

Deprimiert lasse ich meinen Blick über das Feld vor mir gleiten und wische mir den Schweiß von der Stirn.

Alles war umsonst.

Nervös beiße ich mir auf die Unterlippe, während ich zurück zu meiner Hütte laufe. Selbst der kleine Bach, der sonst so munter neben meinem Zuhause entlangplätschert ist, ist zu einem traurigen Rinnsal verkommen. Zu wenig Wasser, um meine beiden Felder zu bestellen, die mich eigentlich über den Winter hätten bringen sollen.

Es ist Zeit, meine zweite Nahrungsquelle zu überprüfen.

Nachdem ich meine langen braunen Haare zu einem Zopf geflochten habe, laufe ich im angrenzenden Wald die aufgestellten Fallen ab.

Nichts. Wie schon die ganze letzte Woche.

Das trockene Laub unter meinen Füßen raschelt laut, während ich von einer Schlinge zur nächsten laufe, nur, um wieder enttäuscht zu werden.

Es ist zwar noch früh am Morgen, aber ich habe keine Hoffnung mehr, heute noch einen Hasen oder zumindest ein Eichhörnchen zu fangen. Schließlich hatte ich schon die ganze letzte Zeit kein Glück.

Langsam dämmert es mir, dass ich keine Wahl habe, und sofort bildet sich ein eiskalter Klumpen in meinem Bauch, der sich durch meine Eingeweide frisst.

Trotz des ungewöhnlich warmen Wetters fröstelt es mich und ich reibe mir die Arme, während ich zu meiner Hütte zurücklaufe.

Ich will es nicht tun. Ich will nicht ins Dorf.

Aber ich weiß, dass ich es *muss*.

Nicht, weil ich den langen Marsch von etwa einem halben Tag scheue. Auch nicht, weil mir bei den dort verlangten Preisen die Galle hochkommt.

Sondern wegen der *Menschen*.

Früher ist alle paar Wochen ein fahrender Händler in den Wald gekommen. Etwa drei Stunden von meiner Hütte entfernt haben wir uns getroffen und ich habe ihm feines Wildfleisch, das ich erbeutet habe, oder Schmuck verkauft. Besonders die Armreife, die ich aus Rehgehörn oder Wildschweinhauern herstelle, waren bei den Frauen sehr beliebt.

Seit etwa einem halben Jahr ist er hier nicht mehr aufgetaucht. Sicherlich, er ist alt, aber ich hoffe trotzdem, dass ihm nichts passiert ist. Er ist in Ordnung und stellt keine Fragen. Er nimmt, was ich ihm bringe, und entlohnt mich ordentlich.

Außerdem hat er mir in der Vergangenheit oft die Bestellungen aus dem Dorf geliefert, die ich dann in einer nahegelegenen Höhle verstaut und einzeln zu meiner Hütte geschleppt habe. Ein Vorgehen, das auch schon meine Ziehmutter so praktiziert hat.

Sehr mühselig, aber ich habe keine andere Wahl.

Die Menschen dürfen nicht wissen, was ich bin. Sie dürfen nicht einmal ahnen, was so nah an ihrem Dorf lebt.

Ich bin mir sicher, dass die Ernte im Dorf Thiras nicht so katastrophal ausgefallen ist wie bei mir, schließlich liegt das Dorf direkt an einem vom Fluss gespeisten See. Aber hier, mitten im Wald, habe ich nichts außer dem kleinen Bach, der nahezu versiegt ist.

Ich ertappe mich dabei, wie ich sinnlose Tätigkeiten verrichte oder den Staubkörnern zuschaue, die im Sonnenlicht tanzen. Alles, um den Aufbruch hinauszuzögern.

Genervt fahre ich mir mit der Hand durchs Gesicht. *Du kannst das, Fye. Du warst schon so oft im Dorf und niemals ist etwas passiert. Auch diesmal wird alles gut gehen.*

Tatsächlich war ich seit dem Tod meiner Ziehmutter Bryande nur ein einziges Mal im Dorf. Seitdem lebe ich von meinen Feldern und dem, was der Wald mir gibt. Hin und wieder habe ich auch etwas bei dem fahrenden Händler gekauft oder getauscht. Es waren gute Jahre mit noch besseren Ernten und ich habe keinen Gedanken daran verschwendet, dass es einmal anders sein könnte.

Menschenmassen jagen mir schon bei der bloßen Vorstellung einen Schauer über den Rücken.

Doch es hat keinen Sinn. Ich kann es sicherlich noch ein paar Tage hinauszögern, aber früher oder später werde ich mich auf den Weg ins Dorf machen müssen. Lieber heute, bei gutem Wetter. Wer weiß, vielleicht gießt es morgen schon wie aus Eimern.

Auch wird es dann noch einige Tage dauern, bis die Ware geliefert wird. Und wieder einige Tage länger, bis ich alles zu meiner Hütte geschafft habe. Außerdem muss ich erst mal einen Lieferanten finden, der bereit ist, meine gekauften Waren mit seinem Karren mitten in den Wald zu fahren und dort abzuladen - und dabei keinerlei Fragen zu stellen.

Also streife ich die von der Feldarbeit schmutzige Kleidung ab, schlüpfte in eine enge Hose und ziehe ein braunes Wams über, das mir bis zu den Knien reicht und das ich mit einem Gürtel in der Taille umschließe.

Anschließend kratze ich alle meine Ersparnisse zusammen, um den Händler und den Lieferanten im Dorf bezahlen zu können. Wohlweislich nehme ich mehr Münzen mit: Einerseits, weil nach dem unnatürlich heißen Sommer die Preise gestiegen sein werden und andererseits, um mir Verschwiegenheit zu erkaufen.

Ich verstaue die Münzen in einem Lederbeutel, den ich an den Gürtel binde,

und greife nach meinem grünen Umhang, den ich mit einer silbernen Schließe zusammenhalte. Bevor ich meine Hütte verlasse, schlage ich die Kapuze über den Kopf, um meine Ohren zu verdecken, sodass niemand auf den ersten Blick sehen kann, dass ich nicht menschlich bin.

Meine Ohren. Mein Makel. Das Zeichen meiner Herkunft.

Beim Hinausgehen greife ich nach meinem Stab und ziehe die Kapuze tief ins Gesicht, während ich krampfhaft versuche, die Panik niederzukämpfen, die Besitz von mir ergreift.

Unter keinen Umständen dürfen die Menschen sehen, was ich bin. Es wäre mein sicherer Tod.

Ich kann gar nicht zählen, wie oft ich mit meiner Ziehmutter das Dorf besucht habe. Es ist bisher immer gut gegangen. Es wird auch heute gut gehen. Heute Abend werde ich schon wieder in meiner Hütte sein und über meine Angst lachen.

Ich lege die Hand um meine silberne Schließe, atme tief durch und schlage einen schnellen Schritt Richtung Dorf ein.

\*\_\*\_\*\_\*

Da die Bäume über mir nahezu alle Blätter verloren haben, scheint die heiße Mittagssonne ungehindert auf mich hinab. Schweiß rinnt mir mittlerweile in Strömen den Rücken herunter, doch ich versuche ihn zu ignorieren. Ich habe es eilig und um nichts in der Welt würde ich außerhalb meiner Hütte die Kapuze ablegen.

Das trockene Laub knirscht unter meinen Füßen, während ich flink zwischen den Bäumen abseits der Wege entlangrenne.

Auf meine Schritte achte ich jedoch kaum, denn meine Gedanken schweifen ständig ab. Der Knoten in meinem Bauch hat sich mittlerweile zu einem stattlichen Klumpen entwickelt und mit jedem Schritt, den ich näher an das Dorf komme, scheint er sich zu vergrößern.

Sollten die Menschen entdecken, was ich bin, wäre ein Leben in einem

dunklen, feuchten Kerker noch die beste Aussicht, mit der ich rechnen kann. Es würde jedoch eher auf den Strang oder das Schwert hinauslaufen - wenn ich Glück habe. Es fällt mir nicht schwer, mir Schlimmeres als das vorzustellen, immerhin kenne ich die Geschichten und weiß, was mit meinesgleichen passiert, wenn man uns zu fassen bekommt. Nicht, dass das oft vorkommt. Soviel ich weiß, gibt es nur noch sehr wenige Mischlinge wie mich. Jedoch bauschen die Menschen eine Ergreifung gern zu einem Spektakel auf, das sich für Monate in ihren Köpfen festbrennt.

Ich blende meine Umgebung nahezu komplett aus und hänge düsteren Gedanken nach. Was, wenn es diesmal doch nicht gut geht? Wenn ich geschnappt werde? Doch wenn ich dieses Risiko nicht eingehe, ende ich als abgemagertes Skelett im Wald. Ich habe also die Wahl zwischen schmerzlichem und qualvoll langsamem Tod. *Großartig.*

Abrupt bleibe ich stehen und drehe mich nach allen Seiten um. War da nicht eben ein Geräusch im Unterholz hinter mir? Noch bin ich nicht weit entfernt von meiner Hütte. Sollte sie von einem Wegelagerer entdeckt werden, wäre ich in Gefahr. *Verdammt!* Ich beiße die Zähne zusammen. Ich habe mich von meiner Panik und meinen Angstträumen ablenken lassen. Sicherlich wäre mir sonst schon vorher aufgefallen, dass dort etwas ist.

Ich halte den Stab nun mit beiden Händen umklammert und beobachte aufmerksam meine Umgebung, während ich auf ein erneutes Geräusch warte. Ich spüre, dass ich nicht allein bin. Da, wieder ein Ast, der unter einem großen Gewicht geräuschvoll knackt. Schwerfällige Schritte nähern sich mir. So plump bewegt sich kein Geschöpf des Waldes. Kein Jäger würde sich so laut an seine Beute heranschleichen und kein Beutetier würde so einen Krach veranstalten, damit jeder Jäger auf es aufmerksam wurde. Nein, da kommt etwas anderes auf mich zu.

Blitzschnell wirble ich herum und warte kampfbereit.

Ich erschrecke trotzdem, als er aus dem Unterholz tritt, und weiche einen Schritt zurück. Vor mir steht ein Hüne von einem Menschenmann. Seine Arme



sind so dick wie Keulen und mit dichtem Haarwuchs übersät, sodass sie fast schwarz wirken, und quer durch sein hässliches Gesicht verläuft eine große, wulstige Narbe. Mit seinen Schweinsaugen blickt er in meine Richtung und fängt sofort dümmlich an zu grinsen. Angewidert weiche ich einen weiteren Schritt zurück, lasse ihn jedoch nicht aus den Augen, und verfolge jede seiner Bewegungen.

»Na, sieh mal einer an. Was haben wir denn hier?« Er wischt sich mit dem Handrücken über den Mund. »So ganz alleine unterwegs im dunklen, finsternen Wald?«

Stampfend macht er zwei Schritte auf mich zu. Jetzt sehe ich, dass er in seiner linken Hand eine große Axt hält, die er lässig schultert. Ein Holzfäller? Kurz hält er inne und taxiert mich von oben bis unten und wieder zurück. Eiskalt läuft es mir den Rücken hinunter, als seine kleinen Äuglein auf meinem Gesicht hängenbleiben. Ich weiß genau, was er sieht: ein hübsches, hilfloses Mädchen, ganz allein mitten im Wald.

Doch der Schein trügt. Ich bin alles andere als hilflos.

»Komm nur her, meine Schöne. Brauchst doch keine Angst zu haben.« Er hält mir eine seiner Pranken hin, als würde er denken, dass ich danach greife. Schützend halte ich den Stab vor meinen Körper. Anscheinend fasst er das als Einladung auf, noch zudringlicher zu werden. Wieder macht er einen Schritt auf mich zu und streckt seine schwielige Hand nach mir aus. Ich ziele kurz und schlage kräftig mit meinem Stab gegen seinen Handrücken. Der Hüne jault auf und sein Gesicht verzieht sich zu einer Fratze.

»Kleines Biest!«, schreit er mich an und lässt seine Axt fallen. *Grober Fehler, Freundchen!* Er versucht nun, mit beiden Händen nach mir zu greifen. Ich weiche ihm in letzter Sekunde aus und schlage erneut mit dem Stab zu. Dieses Mal auf seinen Rücken, was ihn taumeln lässt und ihm einen weiteren Schmerzensschrei entlockt. Es dauert kurz, bis er sein Gleichgewicht wiederfindet. Dann setzt er den Angriff weiter fort.

Er weiß einfach nicht, wann er verloren hat.

Langsam werde ich der ganzen Sache überdrüssig. Anscheinend reicht meine physische Kraft nicht aus, den Hünen zu Fall zu bringen oder ihm wenigstens soweit den Spaß zu verderben, dass er von mir ablässt. Ich muss wohl zu drastischeren Mitteln greifen. Es ist mir zwar zuwider und birgt Gefahren, aber ich habe keine Lust, mich von diesem Riesen anfassen zu lassen.

Den Stab nun in nur einer Hand, bilde ich mit der rechten eine Faust, schließe die Augen, und murmele die uralten Worte, die sich für taub gewordene Menschenohren anhören wie ein melodischer Singsang. Kurz hält der Hüne inne und glotzt auf meine Faust, die nun leicht schimmert. Ich spüre wie die Macht und die Hitze in meiner Hand immer größer werden. Ein Luftzug umgibt mich, wirbelt meinen Rock und meinen Umhang umher, während ich weiter den Spruch aufsage. Als ich die Hitze in meiner Faust beinahe nicht mehr aushalten kann, öffne ich sie. Über der Handfläche tanzt nun ein Feuer. Jetzt schlage ich die Augen auf, fixiere den Mann, und als ich die letzten Worte spreche, wächst die Flamme zu einem Feuerball heran, der zuckend über meiner Hand schwebt.

Wimmernd vor Panik sinkt der Mann auf die Knie und legt einen Arm vor sein Gesicht, um seine Augen vor dem strahlenden Licht des Feuerballs zu schützen. Der Gedanke, dass ich für ihn aussehen muss wie eine Rachegöttin, blitzt in meinem Kopf auf. Nein, so will ich nicht gesehen werden! Ich tue das hier, um mich zu verteidigen und nicht, um Unheil zu stiften und Verderben zu bringen. Um den Gedanken zu vertreiben, schüttele ich mich kurz, wodurch die Kapuze herunter rutscht.

Nun sehen seine Schweinsaugen aus, als würden sie jeden Moment aus seinem Kopf fallen. Jetzt, da er merkt, was genau er vor sich hat, beginnt sein massiger Körper vor Angst zu beben. Auf seiner zerschlissenen Hose bildet sich ein nasser Fleck. Der Anblick weckt Mitleid und Ekel gleichzeitig in mir.

Ich lasse den Feuerball schmetternd nur wenige Zentimeter neben ihm zu Boden gehen. Dem Mann entfährt ein Schrei, als das Feuer das Gras neben

ihm versengt und er die Hitze an seinem Körper spürt. Sicherlich wird auch ein großer Teil seiner üppigen Körperbehaarung in Mitleidenschaft gezogen. Nun ja, das ist kein großer Verlust.

Langsam schreite ich auf ihn zu und bleibe über dem wimmernden Bündel stehen, das zu meinen Füßen liegt. Er ist unfähig, zusammenhängende Worte von sich zu geben. Bei diesem Anblick bin ich froh, keiner von ihnen zu sein, auch wenn dieser Kerl wahrlich kein leuchtendes Beispiel für seine Rasse ist. Ich nehme meinen Stab nun wieder in die rechte Hand und lasse ihn auf seinen Kopf niederfahren. Augenblicklich sackt er bewusstlos zusammen.

Die Absicht, ihn zu töten, habe ich nicht. Damit hätte ich mich mit diesem Pack auf eine Stufe gestellt. Hinzu kommt, dass ich nicht mehr anrichten kann, als ihm ein paar Verbrennungen zuzufügen. Ich hoffe, dass er mit einem gehörigen Brummschädel aufwachen und sich nur undeutlich an das eben Geschehene erinnern wird. Und dass er eine andere Richtung einschlagen wird als zu meiner Hütte.

Einmal mehr bereue ich, dass ich nur die Grundzauber beherrsche. Sonst setze ich meine Künste meist nur für alltägliche Arbeiten wie Feuermachen ein. Mächtige Angriffszauber sind nur den magiebegabten Hochelfenzauberern vorbehalten, die sich dem Studium dieser jahrtausendealten Kunst widmen. Niederen Elfen oder gar Halblingen wie mir bleibt nur die Küchenmagie, wie unsere kleinen Tricks abschätzig genannt werden. Andere Elfen jedoch ziehen magische Kraft aus ihrem Medium - Waldelfen aus Bäumen oder Waldtieren, Dunkelelfen zaubern am besten in der Dunkelheit und so weiter.

Nur Hochelfen brauchen kein spezielles Medium, um ihre Magie zu wirken. Sie können Energie aus nahezu jedem Gegenstand, jeder Tageszeit und jedem Lebewesen beziehen. Ich jedoch habe nichts - kein Medium, keine Rasse, keine Zugehörigkeit - und muss mich auf meinen Stab und den Nahkampf verlassen. Zum Glück bin ich in beiden Gebieten ganz passabel.

Ich wende mich von dem Schauplatz des Geschehens ab, wo der Hüne noch immer bewusstlos liegt, ziehe mir die Kapuze wieder ins Gesicht und

setze meinen Weg eilig fort. Dieser Zwischenfall hat mich schon zu viel Zeit gekostet.

Bäume und Sträucher fliegen förmlich an mir vorbei, während ich immer weiterrenne. Der Weg scheint nicht enden zu wollen. Wenigstens ermüde ich nicht so schnell oder brauche Pausen. Ein kleiner Vorteil meines Halbblinddaseins.

Erst, als es der Sonne nach bereits später Nachmittag sein muss, sehe ich über den Baumwipfeln die Rauchfahnen des Dorfes. Ich beschleunige meinen Schritt etwas. In Gedanken gehe ich nochmals die Liste der Dinge durch, die ich unbedingt benötige.

Kurz bevor ich den Schutz des Waldes verlasse, klopfe ich mir den Staub von Kleidung und Stiefeln. Gewissenhaft überprüfe ich den Sitz des Umhangs und der Kapuze und schultere meinen Stab.

## *Kapitel 2*

Mit langsamen, menschengerechten Schritten, trete ich zwischen den Bäumen hervor und folge der Straße ins Dorf Thiras. Die Wege sind nicht gepflastert, bestehen nur aus festgetretener Erde. Kleine Hütten säumen den Weg, eine schäbiger als die andere.

Ich ziehe den Kopf zwischen die Schultern und spähe nur verstohlen nach rechts und links, um so wenig Aufmerksamkeit wie möglich zu erregen.

Ich komme an vielen Feldern vorbei, auf denen gerade eine Handvoll älterer Menschen Arbeiten verrichtet. Die meisten Menschen des Dorfes scheinen einfache Bauersleute zu sein, die sich ihren Lebensunterhalt mit dem Bestellen von Äckern verdienen. Diese gebückten Leute sind keine Bedrohung und interessieren sich auch nicht für das vermummte Wesen, das zielstrebig an ihren Feldern vorbeiläuft. Ihre Gleichgültigkeit lässt mich aufatmen und der eisige Knoten in meinem Bauch lockert sich etwas.

Doch so ganz will mich diese Erkenntnis nicht beruhigen, schließlich sind es gerade die Bauern und einfachen Menschen, die am stärksten an die alten Prophezeiungen und Legenden glauben, während dies bei Gelehrten und Adligen bereits als abergläubischer Unfug abgetan wird. Wenn die Menschen hier wüssten, was gerade so nah an ihren Feldern vorbeiläuft, hätten sie ihren Sündenbock für die letzten Missernten gefunden.

Um diesen beunruhigenden Gedanken zu vertreiben, bleibe ich kurz stehen, nachdem ich die Felder hinter mir gelassen habe und schaue mir meine Umgebung genauer an. In der Mitte des Dorfes plätschert ein kleiner See, doch

niemand ist dort und erfreut sich daran.

Von der Herberge dringt ein lautes Stimmengewirr zu mir herüber. Die hohen und zwitschernden Stimmen von jungen Frauen übertönen sich gegenseitig und schmerzen in meinen Ohren. Kichernd und gackernd drängen sie sich um die Fenster im Erdgeschoss und versuchen, einen Blick nach drinnen zu erhaschen, schubsen sich gegenseitig, um den besten Platz zu ergattern. Irgendwas hat dort ihre ganze Aufmerksamkeit.

Der Rest des Dorfes ist wie ausgestorben, abgesehen von den älteren Bewohnern auf den Feldern. Mit hochgezogenen Augenbrauen schaue ich diesem Treiben einen Moment zu und beglückwünsche mich selbst, dass ich diese Phase augenscheinlich übersprungen habe.

Der Laden, mit dem kleinen Marktplatz vor dem Eingang, das Ziel meiner Reise, befindet sich am anderen Ende des Dorfes. Mit gesenktem Kopf, immer auf meine Füße schauend und darauf bedacht, nicht aufzufallen, laufe ich weiter. Immer wieder muss ich mich ermahnen, nicht in meinen gewohnt schnellen Schritt zu verfallen. Auf gar keinen Fall will ich, dass mich die Menschen wahrnehmen oder sich fragen, wer ich denn sei.

Da das Dorf Thiras die größte Siedlung in der Nähe ist, sind Fremde oder Reisende kein seltenes Bild. Dennoch ist die Angst, dass man mir zu viel Aufmerksamkeit schenkt, mein ständiger Begleiter.

Als ich über die kleine Brücke gehe, die über den Fluss führt, der den See speist, kommen mir drei lachende junge Mädchen mit wehenden Haaren und Röcken entgegen. Sie kichern und schnattern, als sie sich auf der engen Brücke an mir vorbeidrängen. Ich weiche ihnen aus, so gut ich kann, presse mich an das Brückengeländer und starre auf das Wasser unter mir. *Bloß nicht auffallen!* Mein Herz klopft mir bis zum Hals, als die drei ganz eng an mir vorbeilaufen. Beinahe streifen sie mich und mein Herz setzt vor Angst einen Moment aus. Doch sie gehen weiter, ohne mich auch nur anzusehen, und ich kann wieder normal atmen. Sie reden wild durcheinander und ich greife nur Fetzen ihrer Unterhaltung auf. Ihrer Kleidung nach müssen auch sie einfache Bauern sein,

jedoch haben sie ihre Haare kunstvoll aufgedreht und sich mit Glasschmuck behangen.

Ich sehe zu, wie sie sich zu dem Menschenpulk vor dem Gasthaus gesellen, richte meinen Blick wieder zu Boden und setze meinen Weg zum Marktladen fort. Mein Herzschlag ist noch immer etwas aus dem Takt.

Ich hasse es, wenn mir jemand so nahekommt.

Stumm bete ich darum, dass nicht auch mein Ladenhändler Teil dieser lärmenden Menge geworden ist. Nichts wäre schlimmer für mich, als ihn dort zwischen all den Menschen suchen zu müssen.

Ich treffe nur auf ein paar andere Reisende auf meinem Weg durch das Dorf und atme erleichtert auf, als ich endlich vor dem gemauerten Haus stehe, auf dessen Hof Kisten und Stiegen mit verschiedenen Waren stehen. In einer Kiste entdecke ich einige verschrumpelte Äpfel, in einer anderen lagern Kartoffeln, die kleiner sind als meine Faust. Unzählige Fliegen umschwirren das Obst, das bereits stechend süßlich riecht.

Mein Mut sinkt. Was, wenn auch der Händler nicht das hat, was ich dringend für den Winter benötige? Das war bisher nie der Fall, deshalb ist mir diese Vorstellung noch gar nicht in den Sinn gekommen. Doch während ich auf das spärliche Angebot vor mir blicke, greift die kalte Hand der Angst wieder nach mir.

Ich habe keine Wahl.

Direkt neben dem Haus finde ich einen Mann, der vor einem großen Ochsen gespann steht. Mit gesenktem Kopf trete ich zu ihm.

»Was kosten Eure Dienste?«, frage ich ihn leise.

Er dreht den Kopf zu mir und mustert mich von oben bis unten. »Ein Karren - drei Goldstücke.«

»Ich gebe Euch vier Goldstücke, wenn Ihr die Ware schnellstmöglich zur Weggabelung nach Eisenfels bringt und keine Fragen stellt. Ich erwarte Euch bei Tagesanbruch in vier Tagen.« Um meinen Worten Nachdruck zu verleihen, öffne ich meinen Beutel und ziehe vier glänzende Münzen heraus, die ich in

meiner Hand klimpern lasse.

Natürlich weiß ich, dass sein Preis von drei Goldstücken Wucher ist und er nicht dachte, dass ich ihn bezahlen würde. Die blanke Gier lodert in seinen Augen und ich muss grinsen. Geld regiert die Welt, das wird sich nie ändern.

»Ein Goldstück jetzt, die restlichen drei gebe ich Euch, wenn ihr pünktlich zur abgemachten Zeit liefert.« Meine Stimme vibriert in ihrem melodischen Klang und ich stecke so viel Überzeugungskraft wie möglich hinein. Ich lasse eine Münze in seine ausgestreckte Hand fallen und der Mann nickt ergeben und verspricht, alles zu meiner Zufriedenheit zu erledigen.

Das war einfach. Punkt eins auf meiner Liste kann ich somit abhaken. Dank meines Geldes und der Kraft meiner Stimme. »Bezirzen« wird es gemeinhin genannt, eine Fähigkeit der Elfen. Meine Kraft ist jedoch nur minimal. Ich kann nur leichtgläubige Wesen dazu bringen, sich schneller zu entscheiden oder sie von meiner Idee zu überzeugen. Der Mann wollte sowieso mein Geld, zögerte aber noch wegen des weiten Weges und meiner Forderungen. Ihn weiter herunterhandeln oder gar umsonst arbeiten zu lassen, läge weit außerhalb meiner Fähigkeiten, denn das würde gegen seinen Willen verstoßen.

Immerhin habe ich einen wichtigen Punkt bereits erledigt und muss mir um die Lieferung keine weiteren Gedanken mehr machen. Entschlossen betrete ich das Haus und hoffe, im Inneren eine bessere Auswahl zu finden.

\*\_\*\_\*\_\*

Nur zwei kleine Fenster spenden im Verkaufsraum Tageslicht. Überall brennen kleine Kerzen, um den Kunden halbwegs Sicht auf die Ware zu verschaffen. Die stickige Luft und der Qualm beißen in meinen Augen und nehmen mir für einen Moment die Luft zum Atmen. Am liebsten würde ich mich umdrehen und schleunigst wieder im Wald verschwinden. Aber nein, ich zwingen mich, den Raum zu betreten. Weil ich es muss.

Misstrauisch beäugt mich der Ladenbesitzer, ein gedrungenen Mann mittleren Alters mit rötlichen Haaren und vielen Sommersprossen, als ich sein



Geschäft betrete und direkt auf den Tresen zugehe, ohne sein Angebot in Augenschein zu nehmen.

»Was darfs denn sein, junge Frau?«, fragt er mich. Er hat einen näselnden Akzent und schlechte Zähne. Wortlos reiche ich ihm meine Liste, woraufhin er eine Brille unter dem Tresen hervorfischt und den Zettel durchgeht. »Soso«, murmelt er.

Nervös blicke ich mich um. Mit jeder Minute steigt die Gefahr, entdeckt zu werden. Ich will nichts anderes als schnellstmöglich wieder hier weg und die Muskeln in meinen Beinen zittern vor Verlangen, diesem Wunsch Folge zu leisten.

»Bist wohl nicht von hier, was?« Er hat den Zettel sinken lassen und starrt mich unverblümt an. Ich hebe das Kinn, sodass er gradeso meine Augen unter der Kapuze aufblitzen sehen kann, und starre zurück.

»Nein«, antworte ich kurz und leise und senke den Kopf wieder. Ich spüre dennoch, wie er mich mustert. Anscheinend kommen doch nicht so oft Fremde hierher, wie ich dachte. Mich wundert es nicht, bei dieser Auswahl an Waren. Instinktiv klammere ich mich an die Schließe, die meinen Umhang am Hals zusammenhält. Mein altes Ritual, um mir selbst Mut zu machen. Ich muss hier dringend raus. Mit jeder Sekunde fällt mir das Atmen schwerer.

»Hmm«, macht er dann wieder und ich tippe ungeduldig mit dem Fuß auf. »Das meiste habe ich da. Das Saatgut und die Kartoffeln kommen allerdings erst morgen mit der Lieferung.« Er wendet sich ab und kramt in seinen Regalen nach den Dingen, die auf dem Zettel stehen.

»Morgen?«, quietsche ich. »Aber ... warum denn erst morgen?«

Er zuckt mit den Schultern. »Die Lieferung verspätet sich. Hatten unterwegs einen Achsenbruch oder was weiß ich, jedenfalls sind sie erst morgen da.«

»Kann der Mann mit dem Karren die Sachen einfach mitbringen und ich zahle sie jetzt?«, frage ich hoffnungsvoll.

Doch der Ladenbesitzer schüttelt den Kopf. »Nee, Mädels, das geht so nicht.

Ich weiß selbst nicht, was und wie viel die mir morgen liefern. Die Ernte soll ja so schlecht gewesen sein. Wir bauen hier keine Kartoffeln an, deshalb weiß ich's nicht. Guck' da lieber selbst mal drauf. Ich hab' auch schon viele Vorbestellungen.«

Die anfängliche Freude über seinen umfangreichen Warenbestand, schwindet schlagartig. Das hat mir noch gefehlt. Das Wichtigste auf der Liste ist nicht da. Schnell gehe ich die Möglichkeiten durch, die ich habe. Der Weg zurück zu meiner Lichtung dauert Stunden. Und morgen früh erneut aufbrechen? Nein, da würde ich eher in Dorfnähe unter einem Baum übernachten. Noch sind die Nächte mild.

Und ohne das Saatgut zurückzugehen, kommt überhaupt nicht infrage. Ich muss noch in dieser Jahreszeit mit dem Säen beginnen, um nächstes Jahr pünktlich mit der eigenen Ernte beginnen zu können.

»Wann kommt die Lieferung morgen?«, frage ich, ohne auf meine Lautstärke zu achten. Ich weiß um die Reaktion, die meine Stimme bei Menschen auslöst. Rotschopf lässt seine Brille sinken und starrt wieder zu mir. Ich versuche, ihn so grimmig wie möglich unter meinem Umhang anzufunkeln, um sämtliche weitere Fragen nach meiner Herkunft im Keim zu ersticken. Anscheinend zeigt es Wirkung.

»Nun, ähm, die sind mit ihrem Karren immer so gegen Mittag da.«

Ich sehe kurz zur Seite. Wenn ich mittags meine Ware bekomme, habe ich anschließend noch genügend Zeit für den Weg nach Hause. Bei Nacht bepackt mit Waren - denn einige Dinge für die nächsten Tage werde ich gleich mitnehmen müssen - durch einen unsicheren Wald zu laufen, ist keine angenehme Vorstellung. »Einverstanden. Ich komme morgen Mittag wieder.«

Ich habe mich gerade zum Gehen abgewandt, als er sich hinter mir räuspert. »Willst du das Dorf verlassen?«

Ich bleibe stehen, drehe mich jedoch nur halb um, und nicke kurz.

»Daraus wird wohl nichts. Wir bekommen heute blaublütigen Besuch. Das gesamte Dorf wird abgeriegelt. Dürfte schon so weit sein. Heute kannst du

nicht mehr raus hier.«

Nun bin ich es, die glotzt und zu ihm herumfährt. »Was?«, keuche ich. Ich kenne hier niemanden. Wo sollte ich die Nacht verbringen? Noch dazu so, dass mich niemand sieht? Eingesperrt mit Dorfbewohnern oder noch schlimmer

- Wachen und das auf engstem Raum ...

»Ich glaub, in der Herberge is' bestimmt noch ein Zimmer frei. Frag doch am besten mal nach.«

Ich bebe vor Wut und Angst. Was soll ich jetzt tun? Ich nicke kurz in Rotschopfs Richtung als Zeichen, dass ich ihn verstanden habe und laufe aus dem Laden, bevor ich etwas Unüberlegtes tue und mich dadurch verrate.

Draußen angekommen, atme ich mehrmals durch. Ich stehe kurz davor, vollkommen die Nerven zu verlieren. Gedanken, Ängste und pure Panik wirbeln wild in meinem Kopf durcheinander und lassen eine schmerzhafteste Todesangst nach der anderen vor meinen Augen aufsteigen.

*Beruhige dich, Fye, sage ich zu mir selbst. Immer mit der Ruhe. Du weißt doch gar nicht, ob der Typ da drin recht hatte. Vielleicht kannst du noch immer aus dem Dorf heraus, ehe der Besuch eintrifft und es abgesperrt wird.*

Ich atme noch einmal tief ein und umfasse die silberne Schließe an meinem Umhang. Danach sehe ich mich um. Das Dorf befindet sich in einem Tal, umringt von hohen Klippen. Wenn die Eingänge tatsächlich bewacht werden, habe ich keine Chance, ungesehen zu entkommen. Meine Bergsteigekünste halten sich in Grenzen. Eher würde ich mir den Hals brechen, als unverletzt diese Klippen erklimmen zu können.

Ich gehe schleunigst den Weg zurück, den ich gekommen bin, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, dass der Ausgang wirklich versperrt ist. Die Sonne sinkt unaufhaltsam und die Hütten werfen lange Schatten, durch die ich husche. Auf halber Strecke bleibe ich erneut stehen.

Irgendwas stimmt nicht.

Zuerst fällt mir die Stille auf. Wo vorhin noch Mädchen durcheinander kicherten und kleine Kinder sich um den Dorfbrunnen jagten, herrscht nun

Schweigen. Nur der Wind, der an den Ästen der Bäume zerrt, trägt einige Wortfetzen zu mir. Verwirrt blicke ich zur Herberge. Die Mensentraube, die sich noch vor Kurzem davor drängte, ist verschwunden. Gedämpfter Lärm dringt nun vom Inneren der Herberge nach draußen. Anscheinend ist der hohe Besuch, von dem Rotschopf gesprochen hatte, bereits eingetroffen.

Ich bin so was von erledigt.

»Hab's dir ja gesagt.«

Erschrocken wirbele ich herum. Neben mir steht der Ladenbesitzer. Ich war so in Gedanken versunken, dass ich ihn nicht habe kommen hören. Beinahe berührt sein Arm den meinen und ich mache einen Schritt zur Seite. Diese Nähe macht mich nervös und ich schreite schnell weiter Richtung Ausgang, ohne ihn weiter zu beachten.

»Da wirst du auch kein Glück haben. Ich wart' in der Herberge auf dich«, ruft er mir nach. Ich schaudere, beschleunige meinen Schritt und muss mich bremsen, um nicht zu rennen.

Tatsächlich hat er auch diesmal recht. Am Pfad, der aus dem Tal nach draußen Richtung Wald führt, stehen drei Ritter in voller Rüstung. Zwei tragen lange Schwerter an der Seite, der andere stützt sich auf eine Lanze. Misstrauisch sehen sie in meine Richtung, als ich mich ihnen nähere.

»Heute geht hier keiner mehr raus oder rein!«, ruft mir der mit der Lanze zu, ohne dass ich irgendetwas sagen muss. »Sicherheitsvorkehrungen!« Er wedelt mit der Hand, die in einem schweren Eisenhandschuh steckt, und erstickt damit sämtlichen Protest im Keim.

Vor Verzweiflung knirsche ich mit den Zähnen und drehe mich um. Nervös beginne ich nun auch noch am Daumnagel zu nagen, eine Unsitte, die ich nur zeige, wenn meine Nerven blank liegen. Fieberhaft gehe ich meine Möglichkeiten durch.

Wenn wirklich hoher Besuch im Gasthaus ist, hat er sicherlich auch eine große Schar Gefolge bei sich. Die Chance auf ein Einzelzimmer ist also verschwindend gering. Allerdings ist die Aufmerksamkeit der Menschen hier

nur dem Ankömmling gewidmet, sodass es nicht schwer sein wird, sich in eine dunkle Ecke zu setzen und mit den Schatten zu verschmelzen.

Ich schaue mich nochmals kurz um. Die wenigen Bäume, die im Dorf stehen, sind alle nicht hoch oder dicht genug, um dort ungesehen zu schlafen. Durch die anhaltende Hitze haben sie schon nahezu alle Blätter abgeworfen. Sollte mich jemand sehen, wäre auch mir sehr viel Aufmerksamkeit gewiss. Niemand schläft in Bäumen, wenn nur wenige Meter weiter ein Gasthaus steht.

Hinter mir nehme ich wahr, wie zwei weitere Soldaten durch das Dorf laufen, hinter Hütten und in Nischen spähen. Also ist es auch keine Option, einfach in einer dunklen Ecke die Nacht zu überdauern.

Seufzend setze ich meinen Weg zur Herberge fort. Meter für Meter wächst mein Unbehagen und alles in mir schreit, dass ich mich umdrehen und weglaufen soll. Ich verschränke die Arme unter dem Umhang, um mein Zittern zu unterdrücken. Du kannst das.

Als ich vor der Herberge stehe, höre ich deutlich den Lärm von drinnen. Die Sonne ist schon fast untergegangen, weshalb der Wirt gerade die Lampen entzündet. Zaghafte öffne ich die massive Holztür, die mit einem Quietschen aufschwingt.

### *Kapitel 3*

Die Mensentraube, die einige Zeit zuvor noch den kleinen Garten vor der Herberge niedergetrampelt hat, hat sich nun ins Innere verlegt. Mindestens zwanzig Menschen, fast alle junge Frauen, stehen dicht an dicht gedrängt vor der Tür zu einem der hinteren Zimmer. Sie schnattern aufgeregt über die Köpfe der anderen hinweg, stellen sich auf ihre Zehenspitzen und versuchen, einen Blick durch die geöffnete Tür zu erhaschen.

Sofort fühle ich mich unwohl inmitten all dieser Menschen. Aber ich bin froh, dass sie sich mit etwas anderem beschäftigen und nicht auf mich achten.

Nur drei Männer sitzen an einem Tisch in der Nähe und halten sich eisern an ihren Bierkrügen fest. Einer davon ist der rothaarige Gemischtwarenhändler, der mir nun nickend zuproftet und einen kräftigen Schluck trinkt.

Er scheint den fragenden Blick, den ich der Menge zuwerfe, zu bemerken und winkt mich zu seinem Tisch. Zögernd mache ich ein paar Schritte auf ihn zu, bleibe aber in einem sicheren Abstand stehen und lasse den Kopf gesenkt.

»Warum bist du denn nicht auch so aufgeregt wie der Rest, Mädchen?«, fragt der ältere der beiden anderen Männer am Tisch. Er hat bereits graues Haar und einen dichten Bart. Anstatt zu antworten, lege ich den Kopf leicht schräg.

»Bist wohl nicht von hier? Dann weißt du sicher auch nicht, dass der Prinz mit seinem Gefolge hier Rast macht. Das bringt unsere ganzen Mädels um den Verstand! Wie Hühner gackern sie herum.« Brummend wendet er sich wieder seinem Bierkrug zu. »Und viel mehr Verstand haben sie auch nicht.«

Unwillkürlich verziehen sich meine Lippen zu einem kleinen Lächeln. Das ist genau das, was ich über diesen Frauenhaufen gedacht habe. Aber ich kann es ihnen auch nicht verdenken. In einem anderen Leben wäre ich vielleicht auch eine von ihnen und würde mit Ellenbogen um einen Platz in der ersten Reihe kämpfen.

Nun richtet der zweite Mann das Wort an mich. Er ist bedeutend jünger, hat wuschelige Haare, die er mit einem roten Stirnband aus dem Gesicht hält. »Einige behaupten, dass der Prinz auf Brautschau ist. Deshalb sind unsere Frauen so aus dem Häuschen. Sogar die verheirateten.«

So, wie er die Frauen mustert, ist sicherlich auch seine Angetraute mittendrin und buhlt um die Aufmerksamkeit des Prinzen. Oder zumindest um die eines seiner Gefolgsmänner. Als arme Bäuerin ist man nicht wählerisch.

Ich entscheide mich, nun doch zu antworten, spreche aber leise, fast flüsternd, sodass der melodische Klang meiner Stimme nicht so zum Tragen kommt und mich verrät. »Aber ist es nicht sehr unwahrscheinlich, dass sich ein Prinz eine bürgerliche Frau nimmt?«

Der Bärtige gibt einen glucksenden Laut von sich und nickt, schaut jedoch weiterhin in seinen Krug. »Natürlich ist es das! Trotzdem träumen diese dummen Gänse davon, dem harten Leben auf den Feldern zu entkommen.«

Ich nicke. Ja, das klingt ganz nach dem kurzsichtigen Denken von jungen Menschen. Der Prinz würde sich eine oder mehrere Mädchen herauspicken, um heute Nacht sein Bett zu wärmen. Mit auf sein Schloss nehmen und heiraten würde er jedoch keine von ihnen. Warum sollte er auch?

Ich schaue wieder zur Menge, durch die sich gerade der Wirt, ein dicker, untersetzter Mann mit Halbglatze und einer schmierigen Schürze, die anscheinend einmal weiß gewesen war, einen Weg bahnt. Er schubst und drängt sich durch die Frauen und streift hier und da wie zufällig über die Brüste oder die drallen Hinterteile der Mädchen, was seine Schweinsaugen zum Leuchten bringt. Doch die Mädchen sind viel zu aufgeregt, um darüber entrüstet zu sein. Vielleicht merken sie es gar nicht.

Angeekelt erschauere ich, denn das erinnert mich an die Begegnung, die ich heute Mittag im Wald hatte. Wäre ich ebenfalls ein solch einfaches Mädchen gewesen, was hätte dieser Hüne dann alles mit mir anstellen können? Wenn ich mich nicht hätte wehren können? Ich verbiete mir, weiter darüber nachzudenken.

Die Menge verstummt abrupt, als der Wirt, der endlich den Weg hindurchgefunden hat, das Wort an seinen hohen Gast richtet.

Sehen kann ich nicht, was in dem Zimmer vorgeht, doch ich vermute, dass der Prinz nicht allein ist.

Ich nicke den drei Männern am Tisch zu und suche mir einen stillen Platz in einer Ecke. Ich setze mich in den Schatten, ziehe meine Kapuze etwas tiefer ins Gesicht und lausche dem Gespräch.

»Was für eine unsagbare Ehre, Prinz Vaan, dass Ihr in meiner bescheidenen Herberge verweilt.« Ich kann förmlich vor mir sehen, wie der dicke Wirt vor dem Prinzen katzbuckelt und sich die schmierigen Pranken reibt. Angewidert verziehe ich das Gesicht, spitze aber weiter die Ohren. Ein so hoher Besuch mit Gefolge wird seine Jahresauskünfte sichern.

Ein glockenhelles Lachen dringt aus dem Raum. Der Prinz? »Das freut mich, guter Mann. Doch nun wünschen meine Begleiter und ich etwas Ruhe.«

Ich liege also richtig mit meiner Vermutung, dass es sich um ein größeres Gefolge handelt.

»Wir haben eine lange und beschwerliche Reise hinter uns.«

»Natürlich, selbstverständlich. Ich werde alles veranlassen, damit Ihr einen angenehmen Aufenthalt habt. Ich werde augenblicklich dafür sorgen, dass die übrigen Gäste woanders untergebracht werden.«

Unzufriedenes Murren dringt vom Tisch des Bärtigen zu mir. Anscheinend besetzt der Prinz mit seinem Gefolge das Zimmer, für das er bezahlt hatte.

Die schweren Schritte des Wirts hallen über den Holzboden, als er das Zimmer verlässt und die Tür hinter sich zuzieht. Ein erneutes Murren ertönt, diesmal von der Mädchenmenge. Der Blick auf den oder die Junggesellen ist



nun versperrt. »Und ihr macht, dass ihr nach Hause kommt!« Mit einer energischen Handbewegung scheucht er die Mädchen nach draußen. Nur ein paar bleiben zurück. Wahrscheinlich haben auch sie hier ein Zimmer gemietet. Missmutig drehen sich die Hinausgeworfenen nochmals um, ehe sie durch die Tür nach draußen treten. Wie ein Fels steht der Wirt mit verschränkten Armen vor der Tür zu seinen hohen Gästen. Hin und wieder höre ich von drinnen das helle Lachen des Prinzen.

Ich sehe meine Chance und erhebe mich leise. Niemand beachtet mich, als ich durch die nun leere Gaststube gehe. Neben dem Wirt bleibe ich stehen und frage ihn flüsternd nach einem Zimmer. Den Kopf halte ich gesenkt und schaue ihn nicht an. Er nickt nur kurz, ohne mich groß anzusehen, zeigt mit dem Daumen nach oben und öffnet dann die Hand. Ich fische eine Münze aus meinem Geldbeutel und lasse sie hineinfallen. Ohne in seine Hand zu blicken, schließt der Wirt selbige wieder und verschränkt die Arme. Er erweckt den Eindruck einer Statue, die man an verschiedenen heiligen Stätten als ewige Wächter sehen kann.

Ob er sich ausmalt, eine bessere Bezahlung zu bekommen, wenn er alles nach Zufriedenheit des Prinzen erfüllt?

Ich lasse meinen Blick unauffällig durch den muffigen Wirtsraum schweifen. Niemand scheint besondere Notiz von mir zu nehmen. Nachdem die Mädchen gegangen sind, ist es seltsam still und leer geworden. Abgesehen von ein paar schmatzenden Geräuschen der trinkenden Gäste, könnte man eine Stecknadel fallen hören.

Ich wende mich vom Wirt ab und richte meine Kapuze. Dann nehme ich die Leiter nach oben in den ersten Stock.

Es haben sich bereits andere Gäste hier eingefunden, doch keiner würdigt mich eines zweiten Blickes. Im Grunde handelt es sich bei diesem Schlafsaal um nichts anderes als einen morschen Dachboden, auf dem in aller Eile einige Strohbetten ausgelegt worden sind. In den Ecken hängen Spinnweben, an einer Wandseite steht eine Reihe von Schränken und Fässern. Anscheinend wird hier

einiges gelagert, das für die Bewirtung bestimmt ist. Es stinkt muffig und kleine Staubkörner tanzen in der Luft.

Ich entscheide mich für das Strohbett in der äußersten Ecke. Ich packe es und schiebe es direkt an die Wand. Nachdem ich meinen Stab neben mich gelegt habe, strecke ich mich aus und schiebe die Kapuze tief in mein Gesicht. Hoffentlich rutscht sie mir während des Schlafs nicht herunter. Sicherheitshalber ziehe ich die Decke höher. Sie ist löchrig und ich will mir nicht vorstellen, welche anderen Schlafgäste sich noch in meinem Bettzeug befinden. Auch riecht sie stark nach Pferd.

Doch im Grunde bin ich froh, so problemlos einen Schlafplatz gefunden zu haben. Da mache ich auch gerne ein paar Abstriche. Niemand hat mich weiter beachtet, niemand wird nach mir fragen, wenn ich morgen verschwinde. Warme Erleichterung macht sich in meinem Bauch breit und ich muss lächeln.

Alles wird gut werden. Diese Nacht werde ich auch noch überstehen und morgen schlafe ich dann wieder in meinem eigenen Bett in meiner Hütte, umgeben von der malerischen Lichtung und begleitet vom leisen Plätschern des Baches. Ich seufze wehmütig. So sehr ich es auch versuche, ich kann mich nicht erinnern, jemals irgendwo anders übernachtet zu haben. Doch ehe ich wieder einen Anflug von Angst spüren kann, drehe ich mich auf die Seite.

Ein paar Betten weiter schimpft eine Frau mittleren Alters über die rüde Behandlung. Man hätte sie einfach auf den Dachboden verbannt, obwohl sie für ein richtiges Zimmer bezahlt hätte. Weitere Gäste fallen in ihre Schimpftirade mit ein. Ich hoffe, dass sie bald ruhig sein werden. Der Tag hat mich ziemlich geschafft und auch, wenn es nicht das beste Bett in der besten Umgebung ist, so bin ich doch dankbar dafür und sehne mich nach Schlaf. Ich schließe die Augen und ziehe die löchrige Bettdecke über meine Ohren, um das Gezeter zumindest etwas zu dämpfen.

\*\_\*\_\*\_\*

In dieser Nacht träume ich. Mal wieder. Es ist derselbe Traum, der mich

nahezu jede Nacht heimsucht.

Ich weiß natürlich auch während ich schlafe, dass es nur ein Traum ist. Und doch ist er so real, dass mir jedes Mal aufs Neue der Schweiß ausbricht.

Ich stehe in einem kleinen Dorf, um mich herum brennen die Hütten und Scheunen lichterloh. Eine unnatürliche Hitze schlägt mir entgegen und meine Augen tränen durch den Rauch, der über dem Dorf hängt. Es ist so heiß, dass ich spüre, wie die kleinen Härchen auf meinem Arm versengt werden.

Die Bewohner um mich herum schreien und die, die es noch können, versuchen zu fliehen. Bis zu den Knöcheln stehe ich im Matsch. Das Blut hat die Erde aufgeweicht. Abgetrennte Körperteile liegen im Gras. Leichen starren mit leerem Blick zu den Sternen, die hell den Nachthimmel erleuchten, den man hin und wieder durch die Rauchschwaden erblicken kann.

Ich drehe mich um. Auf einer Anhöhe stehen sie. Die, die dieses Unglück bringen. Wut und Angst kämpfen gleichermaßen in mir. Ich will sie anschreien dieses Elend zu beenden, und gleichzeitig will ich mich wimmernd verkriechen, die Arme über den Kopf schlagen und die Schreie und den Geruch komplett aus meinem Kopf verbannen.

Einer von ihnen scheint ein Menschenkönig zu sein. Er trägt eine goldene Krone auf seinem rabenschwarzen Haar, einen weiten roten Umhang und feine Gewänder. An seinem Hals hängen schwere Goldketten, die im Schein der Feuer glänzen. Er grinst zufrieden, während er das Schauspiel beobachtet. Eine Hand hat er auf ein großes Schwert gelegt, das an seiner linken Seite hängt.

Neben ihm steht das schönste Geschöpf, das ich je gesehen habe. Es ist eine Elfe. Ihr langes blondes Haar fällt ihr lose und leicht gelockt über den Rücken und wird nur durch ihre spitzen Ohren aus dem Gesicht gehalten. Ihren makellosen Körper hat sie in ein blaues Gewand gehüllt, das ihre nahezu weiße Haut noch besser zur Geltung bringt. Ich bin geblendet von diesem Anblick. Alles an ihr ist wunderschön und perfekt, wäre ihr liebezendes Gesicht nicht von einem Lächeln entstellt, das es zu einer Fratze werden lässt.

Sie hebt beide Hände über den Kopf und beginnt eine Zauberformel zu

sprechen. Ich kenne den Spruch nicht, aber allein die Macht, die sie nun zwischen ihren Händen bündelt, lässt mir das Blut in den Adern gefrieren.

Blitze schießen vom Himmel herab und treffen die, die sich in Sicherheit bringen wollen. Sie brechen schreiend zusammen. Der Geruch von verbranntem Fleisch bereitet mir Übelkeit und ich falle würgend auf alle Viere und versinke weiter im Schlamm.

Nun hebt der Menschenkönig die Hand und hinter ihm rückt eine Armee von Rittern an. Alle tragen schwarze Rüstungen und lange Schwerter, während ihre Gesichter hinter ebenso schwarzen Helmen verborgen sind. Nachdem die Elfe ihre Hände wieder sinken lässt, fallen sie ins Dorf ein und machen diejenigen nieder, die wider Erwarten doch noch leben.

Ihre Schreie hallen über die Ebene. Frauen, Kinder, Alte.

Schwer verletzt und nicht mehr in der Lage aufzustehen, versuchen einige in Sicherheit zu kriechen, finden aber auf dem matschigen Boden keinen Halt und können ihren Häschern nicht entkommen.

Die Schwarzen Ritter arbeiten langsam und routiniert. Ohne Eile schreiten sie zwischen den Bergen von Leibern hindurch und lassen ihr Schwert niedersausen. Niemand wird verschont.

Ich schließe fest die Augen und versuche krampfhaft, das Geschehen um mich auszublenden. Das letzte, was ich höre, ist das durchdringende, tiefe Lachen des Menschenkönigs und im Kontrast dazu, das hohe, beinahe schrille Lachen der Elfe.

Ich erwache mit einem unterdrückten Schrei. Auf meiner Stirn hat sich ein dünner Schweißfilm gebildet. Mein Herz schlägt viel zu schnell und mein Atem ist ein Keuchen, wie immer, wenn ich aus diesem Albtraum erwache.

Ungeduldig fahre ich mit beiden Händen durchs Gesicht und wische den Schweiß weg. Ich hasse diesen Traum. Nahezu jede Nacht sucht er mich heim und ich habe keine Ahnung, warum. Soweit ich weiß, habe ich nie einen solchen Angriff erlebt oder auch nur gesehen. Ich kenne weder den Menschenkönig noch die grausame Elfenhexe. Und vor allem ziehen Elfen und

Menschen nicht am gleichen Strang. Sie respektieren sich und leben meist friedlich nebeneinanderher, jedoch ist mir nicht bekannt, dass diese beiden Rassen gemeinsam in den Krieg gezogen sind. Höchstens gegeneinander.

Dieser Traum ergibt für mich einfach keinen Sinn.

Doch in dieser Nacht war es anders. In dieser Nacht habe ich zum ersten Mal gesehen, dass es sich bei den Getöteten nicht um Menschen handelt, wie ich immer angenommen habe. Diesmal habe ich deutlich die spitz zulaufenden Ohren gesehen. Es waren Halbelfen, die von diesen Rittern in Schwarz niedergemacht wurden, während sie um ihr Leben gefleht haben.

Ich setze mich auf und stütze den Kopf in die Hände. Meine Kapuze hält noch, wenigstens etwas. Die meisten anderen Gäste sind bereits weg, die Kammer ist fast leer. Anscheinend ist es schon später Morgen. Ich beschließe, ebenfalls nach unten zu gehen und Rotschopf einen Besuch in seinem Laden abzustatten. Vielleicht habe ich ja Glück und die Lieferung ist bereits da.

Ich will nichts anderes, als hier verschwinden.

\*\_\*\_\*\_\*

Der Wirtsraum ist gut gefüllt, als ich nach unten komme. An allen Tischen sitzen Gäste und trinken und essen etwas. Der Geruch von Gebratenem weht zu mir herüber und wie aufs Stichwort fängt mein Magen an zu knurren. Ich schiebe den Gedanken jedoch strikt beiseite. Das Einzige, was ich will, ist meine Waren zu bestellen, zu bezahlen und dann nichts wie nach Hause, raus aus diesem Dorf und weg von so vielen Menschen. Allein der Stress und die Angst des letzten Abends hat mich um Jahre altern lassen.

Den Gesprächen der Menschen, an denen ich mich Richtung Ausgang vorbeidränge, entnehme ich, dass der Prinz und sein Gefolge bereits beim ersten Sonnenstrahl aufgebrochen sind. Das bringt mich zu der Frage, wie spät es eigentlich ist. Ich beschließe, mich auf den Stand der Sonne zu verlassen, sobald ich draußen bin. Bezahlt hatte ich meine Übernachtung schon gestern

Abend, also steuere ich schnurstracks Richtung Ausgang.

Der Ausgang ist direkt vor mir und eine kindische Vorfreude überkommt mich.

Bald ist das alles vorbei.

Bald bin ich wieder zu Hause.

Alles wird gut werden.

Als ich gerade nach dem Griff der Holztür fasse, wird diese von draußen mit voller Wucht aufgestoßen und ein Ritter in kompletter Montur stürmt eilig herein, übersieht mich und rennt mich um. Ich falle unsanft auf den harten Boden und komme mit einer solchen Wucht auf, dass mein Kopf zurückgeworfen wird und meine Kapuze herunterfällt.

Strähnen meines dunklen Haares fallen auf meinen Rücken und geben den Blick auf die weiße Haut meiner Ohren frei.

Vor Schreck bin ich unfähig mich zu bewegen oder zu atmen. Alles um mich herum scheint stillzustehen.

Gelähmt nehme ich wahr, wie die Leute mich anstarren, teilweise mit offenen Mündern. Mit schreckgeweiteten Augen rappele ich mich hoch und zerre die Kapuze zurück an ihren Platz, was natürlich nichts bringt.

*Sie haben sie gesehen! Sie wissen, was ich bin!*

Ich bete, dass meine Knie mich tragen, obwohl sie sich so anfühlen wie Schlamm und meine Füße aus Blei zu bestehen scheinen. Mein Körper zittert unkontrolliert, trotzdem stemme ich mich mit den Händen hoch und verlagere das Gewicht auf meine wackeligen Beine.

Ich zwänge mich eilig an dem Ritter vorbei und versuche schnellstmöglich, den rettenden Ausgang zu erreichen. Er ist so nah, nur noch wenige Zentimeter trennen meine Hand von der Klinke, und auf meinem Gesicht spüre ich bereits den Luftzug, der durch die offene Tür hereinweht.

Doch der Ritter neben mir reagiert schnell und packt mich grob am Arm. Ich stöhne, als er fester zudrückt, versuche aber dennoch, mich seinem Griff zu entwinden. Natürlich vergebens. Mein Arm verschwindet förmlich in seinen

Pranken und ich winsele vor Schmerz.

Die Frau am Tisch neben mir schreit entsetzt auf, als sie sich wieder gefasst hat. Nun kommt Bewegung in die Menge im Raum. Die Männer springen vom Tisch auf, die Frauen gestikulieren wild in meine Richtung. Wieder und wieder versuche ich, meinem Häscher und dieser glotzenden Menschenmasse zu entkommen, die mich mit ihren Blicken angaffen wie eine Jahrmarktsattraktion.

Panik kriecht mir die Kehle hoch und ich muss mich fast übergeben. Ich schlage und trete nach meinem Häscher, rutsche jedoch immer wieder an seiner Rüstung ab.

Der Ritter reißt mich unsanft in seine Richtung und zerrt mir erneut die Kapuze herunter. Er packt meine Haare und hält mich daran fest. Ich spüre, wie sich einzelne Strähnen von der Kopfhaut lösen und schreie, greife panisch mit der freien Hand nach oben an meinen Kopf, um den Schmerz zu stoppen.

»Eine Halbfel«, ruft er angewidert und spuckt auf den Boden neben mir.  
»Ich dachte, die hätte man ausgerottet!«

In der Menge höre ich die Worte »Missgeburt«, »Unglücksbote« und »unnatürlich«. Nackte Angst ergreift Besitz von mir, als ich mich wie ein verschrecktes Tier umblicke und meine Möglichkeiten abwäge. Der Ritter brüllt nach seinen Kumpanen, die anscheinend vor der Tür warten, und wirft mich ihnen in die Arme. Auf meinem Kopf prickelt es, als das Ziehen nachlässt. Ich pralle mit meinem Körper gegen eine harte Rüstung und versuche, zu entkommen. Jedoch legen sich nun zwei starke Hände um meine Arme. Ich winde mich, kratze, beiße und trete, doch die Hände packen nur noch stärker zu. Die gepanzerten Handschuhe der Ritter schneiden mir ins Fleisch und ich schreie auf.

»Bringt sie nach draußen und fesselt sie! Wir werden sie mitnehmen und in den Kerker werfen, bis der König entschieden hat, was er mit dem Abschaum tun will!«

Ich will zaubern, um mich zu retten, doch der eiserne Griff verstärkt sich noch mehr, als die Ritter bemerken, dass ich meine Hände bewegen will. Sie

verdrehen mir schmerzvoll die Arme auf dem Rücken und stoßen mich nach vorne.

An dieser Stelle übermannt mich die Angst. Ich nehme alles wie durch einen dünnen Schleier wahr. Ob die nächsten Geschehnisse Sekunden oder Stunden dauern, kann ich im Nachhinein nicht mehr sagen.

Ich komme wieder zu mir, als ich unsanft in einen Wagen geworfen werde und die Tür hinter mir zu fällt. Mit dem Gesicht am Boden versuche ich mich zu orientieren.

Um mich herum ist alles dunkel und meine Hände sind hinter dem Rücken gefesselt. Das Seil schneidet sich schmerzhaft in meine Handgelenke. Mit zusammengebundenen Händen ist es mir nicht möglich, Zauber zu wirken. Ich ziehe die Beine an und kauere mich zusammen.

Der Boden des Wagens ist aus altem Holz und riecht modrig. Ruckelnd setzt sich das Gefährt in Bewegung. Meine Kapuze ist zerrissen und hängt als Fetzen von meinem Umhang. Einzelne Haarsträhnen fallen mir ins Gesicht und meine Oberarme, an denen ich gepackt wurde, pochen vor Schmerz. Hoffnungslos füge ich mich meinem Schicksal und Tränen tropfen auf den Boden. Es gibt kein Entrinnen für mich. Ich weiß, was mich nun erwartet.

Mein Leben ist vorbei.